

Es gehört zu ihrem neuen Leben, dass die ehemalige Politikerin Katja Suding nun Zeit hat darüber nachzudenken, wie sie den Menschen aus der Ukraine persönlich helfen könnte. Um eine Familie aufzunehmen, ist nicht genug Platz in ihrer Hamburger Wohnung, die sie sich mit ihrem 18 Jahre alten Sohn Jacob teilt. Dann sah sie einen Aufruf für Tierpatenschaften: Viele Familien haben ihre Haustiere nach Deutschland mitgebracht, dürfen sie aber nicht in die Sammelunterkünfte mitnehmen. Suding dachte, dass es doch schön wäre, einen kleinen Hund bei sich unterzubringen. Auf dem Aufruf stand allerdings keine Telefonnummer, also schrieb sie einem alten Bekannten eine SMS.

»Der Sprecher von Tschentscher hat mir dann die Nummer gegeben«, sagt sie und setzt einen Topf Spaghetti auf. Peter Tschentscher ist der Hamburger Bürgermeister.

Manchmal spricht sie noch wie eine Politikerin, dabei will sie diesen Teil ihres Lebens weit hinter sich lassen. Jahrelang war sie die Vorzeigefrau der FDP; vor einem halben Jahr hat sie ihr Büro im Bundestag geräumt. In wenigen Tagen veröffentlicht sie ihr erstes Buch: *Reißleine*. Es handelt weder vom Liberalismus noch vom politischen Erbe der Politikerin Suding. Man könnte eher sagen, dass es die Politikerin Suding auseinandernimmt.

Sie beschreibt darin ihr Hadern mit ihrem Medienimage, ihren Drang, zu beweisen, dass sie mehr ist als die Frau, die sich als »Engel für Lindner« fotografieren ließ. Sie erzählt, was ihr manchmal vor verhassten Auftritten durch den Kopf ging: »Ich denke darüber nach, wie ich es anstellen kann, die Treppe von meinem Büro oben im dritten Stock des Rathauses hinunter in den Plenarsaal so geschickt herunterzufallen, dass ich mich schwer genug verletze, um meine Rede nicht halten zu können, aber überlebe und keine bleibenden Schäden davontrage.« Das war 2013, als sie der Star der FDP in Hamburg war.

Mich hat diese Ehrlichkeit sehr überrascht. Auch weil ich Suding seit dieser Zeit kenne. Wir sitzen in ihrer Küche, beide mit einem Teller Spaghetti. Suding, 46, sieht aus wie immer: die braunen Haare offen, die Augen schwarz umrahmt, sie trägt Jeans, Turnschuhe. Ich sage ihr, wie schockiert ich über die Treppensturz-Passage war. Es ist das erste Mal, dass wir so offen über ihre Zeit in der Politik sprechen. Bislang habe ich mich immer geschämt, ihr so persönliche Fragen zu ihrem Job zu stellen. Ich dachte, dass sie darauf eh nicht ehrlich antworten würde. Wer kann es sich als Politiker schon leisten, Schwäche zu zeigen?

»Ich wusste damals selbst nicht genau, wie es mir ging«, erzählt sie. »Ich bin wie ein Korken auf dem Wasser getrieben. Manchmal wollte ich mich den ganzen Tag im Bett verkriechen. Wenn es mir dann wieder gut ging, konnte ich alle Zweifel komplett wegdrücken.«

Es ist ein seltsamer Zeitpunkt, um ein Bekenntnis wie *Reißleine* zu veröffentlichen. Der Druck auf Politikerinnen und Politiker ist so groß wie nie. In Zeiten akuter Atomkriegsangst wirkt das, was Suding durchgemacht hat, vernachlässigbar. In den elf Jahren ihrer politischen Karriere trug sie nie Regierungsverantwortung. Und doch bekommt man bei der Lektüre ihres Buches eine Idee davon, was Menschen wie Annalena Baerbock oder Christian Lindner ertragen. Wie sehr man das wollen muss.

Warum hat sie es selbst nicht mehr ertragen?

Die gängige Erzählung über Katja Suding geht so: Eine Frau kommt aus dem Nichts. Sie sieht gut aus, wird zum Medienphänomen und macht so Karriere. Spricht man über sie, fallen immer drei Schlagworte:

1. Westerwelles next Topmodel. In der *ZEIT* erscheint 2011 ein Text über Sudings ersten Wahlkampf. Tenor: Ihr Bob sitzt perfekt, eine originelle Idee aber fehlt.

2. Drei Engel für Lindner. Eine große Strecke in der *Gala* von 2015 mit Suding, Lencke Steiner und Nicola Beer, von der vor allem die Fotos in Erinnerung bleiben.

3. Beinschwenk. Eine Filmaufnahme in der *Tagesschau*, ebenfalls 2015, die Entrüstung auslöst. Suding macht einen Slogan daraus: »Jetzt weiß jeder, dass ich mit meinen sportlichen Beinen die Fünf-Prozent-Hürde überspringen werde.«

Suding ist an der Erzählung nicht unschuldig. Schon bei ihrem ersten Wahlkampf setzt sie voll auf ihre Person – und strahlt auf Plakaten im



Elf Jahre war Suding, 46, Politikerin. Ihr Buch »Reißleine« erscheint am 28. März

Vor einem halben Jahr ist Katja Suding aus der Politik ausgestiegen. Einfach so. Sie konnte nicht mehr. Und jetzt?

VON KHUÊ PHẠM

Friesennerz. So führte sie die FDP 2011 aus dem Nichts zurück in die Hamburger Bürgerschaft.

In ihrem Buch beschreibt sie, wie sie den Erfolg genoss, wie es sie aber auch gekränkt hat, nicht als ernsthafte Politikerin wahrgenommen zu werden. Einige Wähler erzählten ihr freimütig, dass sie nur für sie gestimmt hätten, weil sie so gut aussehe. »Natürlich hätte ich die Leute am liebsten mit meinen schulpolitischen Forderungen gekriegt«, sagt sie. »Aber seien wir ehrlich: So viele interessierte doch nicht, was ich über die Elbvertiefung oder den Hamburger Hafen zu sagen hatte. Wenn aber so ein Beinschwenk kam oder ein lustiger Spruch, dann hat das jeden interessiert.«

Sie weiß das für sich zu nutzen. Gleichzeitig beschleicht sie das Gefühl, die Kontrolle zu verlieren. »Wenn ich die Zeitung aufgeschlagen habe und diese Fotos von mir sah, habe ich mich total nackt und verletzlich gefühlt«, sagt sie. »Ich fand den Gedanken schrecklich, auf dem Frühstückstisch vor vielen Leuten zu liegen und nicht zu wissen: Was sagen sie über dich?«

Während ich versuche, die Widersprüche der Katja Suding zu verstehen, erinnere ich mich, wie ich sie 2013 kennengelernt habe. Das amerikanische Außenministerium hatte uns beide und einen Kollegen vom *Münchener Merkur* zu einem Austauschprogramm eingeladen. Zwei Wochen lang waren wir unterwegs, sprachen mit Politikern, Parteiforschern oder Journalisten.

Suding war damals seit zwei Jahren Abgeordnete der Hamburger Bürgerschaft, aber schon über Hamburg hinaus bekannt. Abends ging sie trotzdem mit uns tanzen. Ich hatte erwartet, dass sie unsere politischen Gespräche dominieren würde, doch sie hielt sich oft zurück und hörte interessiert zu, während der Kollege vom *Merkur* und ich über die Radikalisierung der Republikanischen Partei oder die Polarisierung durch Social Media debattierten. Der rhetorische Schlagabtausch war nicht ihr Ding.

Ihre Stärke lag woanders. Während ich nach dem zweiten Gespräch des Tages mein Gähnen oft nicht unterdrücken konnte, saß sie am Abend noch genauso da wie am Morgen: einen Arm auf eine Stuhllehne gestützt, den Kopf leicht geneigt, interessierter Blick. Als ich sie fragte, ob sie denn gar keinen Jetlag spüre, seufzte sie. »Klar bin ich müde«, sagte sie. »Aber in meinem Job lernt man, sich das nicht anmerken zu lassen.«

Als wir wieder in Hamburg landeten, wurde sie von ihren beiden Söhnen und ihrem damaligen Mann abgeholt. Zu dem Zeitpunkt waren die beiden schon getrennt, die Kinder lebten bei ihm, sie war allein in eine Wohnung gezogen. Mir fiel auf, wie innig sie mit ihren Söhnen war. Und wie freundschaftlich sie mit ihrem Mann umging. Eine moderne Patchworkfamilie. Und eine Frau, die viel emanzipierter war, als viele es ihr zu trauten: Ihren ältesten Sohn hatte sie bekommen, als sie noch Studentin war. Er war sieben Monate alt, als sie ihn zur Abschlussprüfung in Kommunikations- und Politikwissenschaften mitnahm, weil sie damals noch stülte. Abschlussnote: 1,4.

Wenn ich Katja Suding nach unserer Reise im Fernsehen sah, hatte ich oft das Gefühl, eine andere Person vor mir zu haben als die, mit der ich mich ab und zu zum Kaffee traf: eine Politikerin, die unglaublich präsent war, sich selbst aber hinter typischen Politiker-Sätzen versteckte. Jahre später saß sie im Bundestag, stritt für das Wechselmodell. Ich fragte mich, warum sie ihre eigenen Patchwork-Erfahrungen nicht ins Spiel brachte. Es hätte sie authentischer gemacht.

Als ich ihr die Frage jetzt stelle, guckt sie überrascht. Für sie und ihren Ex-Mann sei immer klar gewesen, dass sie ihre Kinder trotz Trennung als Team erziehen, das schien ihr nie wie etwas Besonderes, sagt sie. Und, na ja: »Ich wollte auch nicht so persönlich reden.«

Umso erstaunlicher, wie viel sie nun in ihrem Buch preisgibt. Als Suding 2011 in die Hamburger Bürgerschaft einzieht, ist sie eine 35 Jahre alte PR-Beraterin mit einem Mann, zwei Söhnen und einem Einfamilienhaus am westlichen Stadtrand – eine Quereinsteigerin. Seit fünf Jahren engagiert sie sich ehrenamtlich in der FDP; vielleicht, denkt sie, komme ich auf einem der hinteren Listenplätze ins Parlament und kann dort in Teilzeit arbeiten (in Hamburg ist das möglich). Dass sie erst Spitzenkandidatin und dann Fraktionschefin wird, überrumpelt viele, auch sie selbst. Vor allem, da sie medial auf sich aufmerksam macht und den

damaligen Parteichef Guido Westerwelle in einem aufsehenerregenden schwarzen Kleid (ihrem früheren Abi-Kleid, wie sie betont) zum liberalen Dreikönigstreffen begleiten darf.

Von Anfang an, erzählt eine Vertraute aus der Partei, ist Suding heftigen Angriffen von innen ausgesetzt: Da gibt es Parteifreunde, die bei der *Bild*-Zeitung anrufen, um die Arbeit ihrer Chefin schlechtzureden. Mitglieder des Landesvorstands, die Sitzungen in Tribunale verwandeln. Sie hat keine Zeit mehr für ihre Familie, ihre Ehe zerbricht 2012.

Fast jeden Morgen ruft sie gegen 7 Uhr ihre Vertraute an und sagt: »Ich hasse mein Leben.« Wenig später treffen sie sich mit den Fraktionskollegen und tun so, als wäre nichts.

Suding merkt, wie sie sich gegen Angriffe, aber auch Gefühle abkapselt. Und sie schlägt zurück. Mit einer Machtprobe drängt sie 2014 ihre Gegner aus der Partei.

Während sie als Politikerin erfolgreicher wird, fühlt sie sich oft unglücklich und einsam. Gleichzeitig wird es für sie schwerer, jemanden kennenzulernen: Viele Männer fühlen sich durch ihre Bekanntheit abgeschreckt. Sobald sie irgendwo mit einem gesehen wird, spekulieren die Medien. »Wenn es im Job so heikel ist, will man abends in ein liebevolles Zuhause kommen«, erzählt Suding. »Aber da war niemand.«

2019 wird sie Bundestagsabgeordnete und nimmt sich eine Wohnung in Berlin. Die Arbeit in der Fraktion überfordert sie nicht, trotzdem wird sie im ersten Corona-Lockdown auf unerklärliche Weise krank: Allein der Gedanke an ihre Arbeit lähmt sie. Drei Wochen klinkt sie sich aus allen Zoom-Konferenzen aus, geht spazieren, räumt ihren Kleiderschrank auf, schläft viel. Einige Monate später nimmt sie an einem einwöchigen Selbstfindungs-Seminar teil und beginnt sich zu fragen, wieso es einen so großen Widerspruch zwischen der öffentlichen und der privaten Katja Suding gibt.

Im Buch beschreibt sie ein Mittagessen mit ihrem Freund, bei dem ihr plötzlich klar wird: Ich will mir das nicht noch mal vier Jahre antun. Es ist die Zeit kurz vor der Aufstellung der Listen für die nächste Bundestagswahl. Als Suding auf dem Landesparteitag im September 2020 ankündigt, nicht wieder zu kandidieren und ihr Amt als stellvertretende Bundesvorsitzende der FDP abzugeben, sind viele überrascht. Wenn Politiker aufhören, dann wurden sie meist abgewählt oder gestürzt, sie *müssen* gehen.

Suding dagegen hat damals beste Chancen, wieder in den Bundestag gewählt zu werden. Wäre sie geblieben, hätte sie vielleicht sogar Teil der neuen Ampel-Regierung werden können. »Natürlich wäre Katja für eine hervorgehobene Aufgabe infrage gekommen«, sagt ihr Parteichef Christian Lindner heute.

Suding aber entscheidet sich für den Ausstieg. Sie hat kein anderes Angebot, keinen Plan B. »Aber ich hatte keine Angst«, sagt sie, »ich war sicher, dass sich etwas richtig Gutes ergeben würde.«

Ihre Entscheidung entfaltet mehr Wucht als jede ihrer Reden. Dutzende Politiker – manche aus der FDP, viele aus anderen Parteien – sprechen sie darauf an, viele finden den Schritt mutig. Einige gestehen, dass sie selbst darüber nachgedacht haben, auszustiegen. Auch sie fragen sich, ob der Preis nicht zu hoch ist: die permanente Öffentlichkeit und ständige Kritik, kaum Zeit für die Familie, die Rivalität mit den eigenen Parteifreunden, das ständige Pendeln. In ihrem Buch spricht Suding aus, was viele empfinden, aber nicht zu sagen wagen. Sie macht es zu ihrer Stärke, über Schwäche zu reden.

Mittlerweile arbeitet sie freiberuflich als politische Beraterin, sie sitzt in Beiräten: bei einem Hersteller von Naturkosmetik, einem Start-up-Fonds, einem Finanzdienstleister. Vermisst sie die Politik? In diesen Tagen?

Ja, sagt sie, »geklickt« hätte es sie schon, jetzt zum Thema Ukraine zu arbeiten: die Verantwortung, das Adrenalin, die Krise. Und dann schüttelt es sie doch bei dem Gedanken, wieder an einer Parlamentsdebatte teilzunehmen.

In wenigen Tagen erscheint ihr Buch: Sie wird sich wieder in eine öffentliche Figur verwandeln, wird wieder vor Leute treten und etwas verkaufen müssen. Sie ist ein bisschen nervös vor den Lesereisen, die sie sich so ähnlich wie Wahlkampfreisen vorstellt. Aber sie hat das Gefühl, dass sie selbst entscheiden kann, wie und wo sie auftritt.

Vor allem hat sie das Gefühl, dass sie diese Geschichte wirklich erzählen will.